

Großes Eisenbahn-Jahr des Südens.

Zu den bemerkenswerthen Phasen in der Entwicklung des „neuen Südens“ scheint sich ein bevorstehender und theilweise schon begonnener, ungewöhnlich ausgebreiteter Bahnbau zu gestalten. Eine Anzahl Berichte stimmt dahin überein, daß ein großer Buhm im Bahnbau-Geschäft, vieler südlichen Staaten angebrochen sei, und das Jahr 1898 wahrscheinlich besonders bemerkenswerth sein werde durch die größte Zunahme der Bahnmilein-Zahl südlich von Polonac und Ohio, und durch Legung von mehr neuen Geleisen dafelbst, als im übrigen Theil der Ver. Staaten und Canada zusammen genommen!

Fast allenthalben im sonnigen Südens sind jetzt Vermesser, Nivelirer und Geleiseleger, sowie auch Brückenbauer sehr zahlreich und geschäftig. Nach mäßiger Berechnung werden in den südlichen Staaten mindestens 3000 Meilen neuer Bahngelise dieses Jahr gelegt werden; das sind 300 Meilen mehr, als voriges Jahr im ganzen Lande gelegt worden sind, und etwa viermal so viele, wie im Süden während des vorigen Jahres gelegt wurden. Gewiß ein auffallendes Verhältniß! Für mehr als 40 Millionen Dollars Schuldscheine sollen in der letzten Zeit für neue südliche Bahnen und für die Vergrößerung alter sticht gemacht worden sein. Ein großer Theil dieses Geldes wurde in Europa aufgebracht, aber ein noch größerer Theil in den Finanz-Centren unseres Nordens, wo man gerade von diesen südlichen Unternehmungen sicheren Profit zu erwarten scheint.

Diese Entwicklung der Dinge ist besonders interessant, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Bahnbau in unsern nördlichen Centralstaaten und in Neuengland so gut wie stillsteht. Der Süden trägt eben noch große Gebiete reicher und unentwickelter, oder gerade jetzt in der Entwicklung begriffener Hülsen = Quellen, welche bis jetzt ohne Transport = Linien für ihren Abfluß sind. Jedes Jahr erhöht die Holz-, Bergbau- und Fabrik- = Production des Südens, und eine Menge neuer Beförderungsgelegenheiten hierfür hat sich als dringendes Bedürfniß herausgestellt. In vielen Fällen, in denen es nicht möglich war, nördliches oder europäisches Kapital hierfür aufzutreiben, haben sich örtliche Geschäfts = Interessen zusammengelassen und das Geld in kleineren Brocken beschafft, so z. B. in mehreren Theilen von Texas.

Von großem Einfluß auf den südlichen Eisenbahn = Bau ist auch die Ablenkung landwirthschaftlicher Erzeugnisse, welche zur Ausfuhr bestimmt sind, vom Norden nach Süd = atlantischen Egypt = Häfen. In den letzten vier Jahren hat auch die geschäftliche Verschmelzung von Eisenbahnen im Süden ansehnlich immer mehr Fortschritte gemacht; dadurch wurde in vielen Gegenden der Wettbewerb völlig ausgeschlossen, und dies machte die Anlegung von neuen Concurrenz-Linien, soweit es irgend anging, zur Nothwendigkeit. Wie viele Jahre diese neuen Linien selbstständig bleiben werden, das ist eine andere Frage.

Der Norden aber hat zum Theil Ursache, über diesen südlichen Bahnbau = Buhm besorgt zu sein, welcher manche wichtige Interessen = Verschönerungen im Gefolge haben kann!

Aus der belgischen Gesellschaft.

Ein unsauberer Standal beschäftigt seit Wochen die Gesellschaftskreise der belgischen Hauptstadt und hat jetzt einen derartigen Umfang angenommen, daß er nicht mehr mit stillschweigenden Übergangen werden kann. In der Rue des Dominicains hielt eine feurige, satirische Spanierin, Carpette genannt, eine sogenannte Bar, im feinsten Stile eingerichtet. Diese Kneipe war der Sammelplatz der Welt, in der man sich belustigt, verkehrteher und unterhaltender Lebensweise, eine Stille großer Unfruchtlichkeiten und wilderer Jagdspiele und es ist bezeichnend, daß gerade die höchsten Kreise die Stammgäste lieferten. Carpette selbst machte die glänzendsten Geschäfte, hatte die herrlichsten Juwelen; sie hatte eine bedeutende Stellung und trieb nebenbei Buchergeschäfte. Da geschah es, daß vor einigen Wochen, der Sohn eines der hervorragendsten kirchlichen Rednerführer in der Kammer, auch ein Stammgast der Carpette, besteuende von ihm unterschiedene Bediente in Umlauf setzte. Nun wendete sich der Abgeordnete an die Staatsanwaltschaft; Carpette, von ihren hohen Söhnen schleunig über ihn der drohenden Sturm benachrichtigt, verschwand. Die Polizei hatte das Nachsehen; Carpette ging nach Frankreich und der Schwiegervater von Carpette nach dem schönen Brüssel getrieben, lehrte sie heimlich als Dienstmädchen verkleidet zurück und fand bei einem ihrer zahlreichen Verehrer, einem spanischen Baron, Aufnahme. Das erfuhr die Polizei; der Baron wurde vorgeladen und erklärte, er wisse zwar, wo Carpette sich aufhalte, könne aber als Edelmann kein geheimes Ehrenwort nicht brechen. Das Haus des Barons wurde überwacht und es gelang dem Polizei-Offizier Yves, die Carpette festzunehmen, als sie einen Wagen zur Ausfuhr bestiegen wollte. Sie wanderte in das Gefängniß und nun bricht der unheimliche Standal los. Carpette hat Entschuldigungen gemacht. Und so erlebt man, daß an einem Tage sieben Damen der Gesellschaft bei der Brüsseler dritten Kammer den Antrag auf

Scheidung gestellt haben. Ja, in welche Kreise dieser Standal, dessen Thatfachen man nur andeuten kann, hineinreicht, mag nur ein Vorkall erweisen. Der General = Staatsanwalt am Brüsseler Appellhofe Klonge hat seine Entlassung geben müssen und sein Amt als Vorsitzender des Cerle artistique et litteraire niedergelegt. Auch er hat sich bloßgestellt und zwar, wie es offiziös heißt, „durch eine Indistretion, die mit der Würde, mit der er betrautet war, unvereinbar ist.“ Und man steht erst am Anfang dieses Standal's, der noch ganz andere Entbillungen zu Tage bringen wird; ein ganzer Sumpf hat sich aufgethan. Der spanische Baron ist ausgewiesen worden.

Zu dem Einfuhrverbot von amerikanischen Ochsen

bringt der deutsche Reichsanzeiger im nichtamtlichen Theil eine längere Mittheilung die als eine Begründung der Maßregel angesehen werden kann. Es heißt darin unter Anderem:

Die Erde October v. A. hier eingegangene amtliche Berichterstattung des Veterinär = Departementes der Ver. Staaten von Amerika über die San Jose Schiffschau hat ein grelles Licht auf die außerordentliche Gefährlichkeit dieses Ansetzels geworfen und die großen Gefahren erkennen lassen, welche die Einschleppung desselben nur den Ostbau Europas zur Folge haben würde. Es hat dies zunächst dem Igl. Institut für Pflanzenphysiologie und Pflanzenschutz an der landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin Anlaß gegeben, aus Amerika importirte Sendungen auf das Vorhandensein des Schädlings zu untersuchen. Es werden nun verschiedene wissenschaftliche Gutachten angeführt und hinzugefügt:

„In diesen Arbeiten wird gesagt, daß vielleicht kein Insekt im Stande sei, dem Ostbau der Vere. Staaten und der ganzen Welt größeren Schaden zu zufügen, als die San Jose Schiffschau.“ Ihre Gefährlichkeit für den Ostbau steht bei der Heblaus für den Weinbau in keiner Weise nach. Sie befallt Aepfel, Blätter und Früchte, und findet ihren Nährboden nicht nur auf fast allen europäischen Obstsorten, wie Birnen, Pfirsichen, Pflaumen, Aepfel, Kirschen, Nüssen, Himbeeren, Johannisbeeren u. s. w. sondern auch auf Laubbäumen und Blumen verschiedener Arten (u. A. auf Ulmen, Linden, Weiden, Kiefern). Die befallenen Pflanzen sterben in wenigen Tagen vollständig ab. Die Vermehrungsfähigkeit des in ausgedehntem Zustande nur einen Millimeter großen und daher mit unbefangener Auge schwer erkennbaren Ansetzels ist ganz außerordentlich, da die Nachkommenschaft eines Weibchens von Frühjahr bis zum Herbst eines Jahres auf 3000 Millionen Thiere berechnet ist.“

Weiter wird bemerkt, daß die Verlempfung des Schädlings in Amerika den größten Schwierigkeiten begegnet und ohne vollständige Vernichtung der befallenen Pflanzen mit Aussicht auf durchreisenden Erfolg nicht durchzuführen sei. Dennoch haben verschiedene Staaten der Union sehr energische Abwehrmaßregeln getroffen, von denen im deutschen Reichsanzeiger eine Probe mitgetheilt wird. Zum Schluß heißt es u. A.:

Ansehts der durch dieses Vorgehen der einzelnen amerikanischen Staaten unter einander charakterisirenden Gefahr ist es als eine unabwiesliche Pflicht der Regierung anzusehen, dem heimlichen Ostbau einen wirksamen Schutz vor der drohenden Verheerungsgefahr zu gewähren. Es ist daher die Einfuhr lebender Pflanzen und frischer Pflanzenabfälle gänzlich, die Einfuhr von Obst und Obstabfällen unter der Voraussetzung verboten worden, daß bei einer von der Einzugsstelle vorgekommener Untersuchung der Sendung das Vorhandensein der San Jose Schiffschau festzustellen wird. Neben der Verhinderung der Einschleppung des Ansetzels von außen werden im Inlande unverzüglich Anordnungen zu treffen sein, um die Bevölkerung mit der Ercheinung der Lebensweise und den Schädigungen des Ansetzels bekannt zu machen, in Obst- und Baumgärten Nachforschungen nach ihm zu veranlassen und im Falle seiner Auffindung die nöthigen Vertilgungsmaßregeln zu ergreifen.

Die Prager deutsche Universität.

Zur Geschichte dieser ältesten deutschen Hochschule finden wir in Wiener Wältern von lundiger Hand die nachstehenden Mittheilungen: „Die Prager Universität datirt ihre Entstehung nach der Stiftsurkunde Karls des Vierten vom 7. April 1348, zu welcher die Bestätigung des deutschen Kaisers am 14. Januar 1349 hinzukam, während die päpstliche Bewilligung der Errichtung bereits 1347 erfolgt war. Die Feier des 500-jährigen Bestandes dieser ersten Universität des Deutschen Reiches sollte im April 1848 stattfinden, mußte aber wegen der revolutionären Unruhen unterbleiben. Nun war im Vorjahre angeordnet worden, das 550-jährige Jubiläum der Universität im April 1898 zu feiern. Allein auch diesmal machen die Zustände in Prag eine solche Feier vollständig unmöglich. Die gegenwärtigen Vorgänge an der Prager Universität und die Vertreibung der deutschen Studenten. Die damalige Prager Universität war eine selbstständige Körperschaft der Studenten, die sich selbst verwaltete und ihren Vorstand, den Rektor, selbst wählte. Die Studenten waren nach der Stiftsurkunde nach ihrer Heimath in vier Gruppen eingetheilt,

die „Nationen“ hießen. Es gab eine „Bayerische Nation“ für die Studenten aus Bayern, Oesterreich und die übrigen Alpenländer, eine „Sächsische“ für Norddeutschland, eine „Polnische“ für Polen, Mähren, Schlesien u. s. w., und eine „Böhmische Nation“ für Böhmen, Mähren und Ungarn. Jede „Nation“ hatte in allen Universitätsangelegenheiten eine Stimme. Aber auf Anbringen der Theologen und der beauftragten Reichspartei erließ König Wenzel der Dritte im Jahre 1409 eine Verordnung, die das Universitätsprivilegium umstieß und der „Böhmischen Nation“ drei Stimmen, den drei anderen „Nationen“, welche die große Mehrheit der Studenten umfaßten, zusammen nur eine Stimme gewährte. Die Deutschen wollten sich diese Verletzung der Universitätsrechte und diese Probe der sächsischen „Gleichberechtigung“ nicht gefallen lassen und schworen, von Prag wegzuziehen, wenn die rechtswidrige Verordnung nicht zurückgenommen würde. Als nun der Rath des Königs, Nikolaus von Lobkowitz, die neue Verordnung mit Gewalt durchsetzte, den bisherigen deutschen Rektor aus dem Amte verdrängte und einen neuen Rektor aus der sächsischen Minorität als gewählt erklärte, da erfolgte der denkwürdige Auszug von etwa 6000 deutschen Studenten aus Prag.“

Woher kommen unsere Haustiere?

Die Lehre, daß fast alle europäischen Haustiere asiatischen Ursprungs seien, wurde zuerst vor etwa 40 Jahren von J. B. Geoffroy-St. Hilaire aufgestellt. Sie hatte große Wahrscheinlichkeit für sich und wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Europa, sagte man, ist in geographischer Hinsicht nur ein Anhang des gewaltigen Kontinents, den wir Asien nennen; Europa hat niemals eine autochthone, d. h. ursprünglich einheimische Bevölkerung gehabt; zu wiederholten Malen haben asiatische Völker Europa überflutet und es mit Bewohnern arischen und mongolischer Ursprungs bedeckt; sie haben ihre Haustiere mit sich geführt, das Pferd, die Rinder- und Schafstämme, das Schwein, den Hund u. s. w. Das große offene Thor zwischen dem Ural und dem Kaukasus diente den mittelasiatischen Rassen als Durchgangspforte, und das Thal des Guphrat und Tigris mußte der Ausgangspunkt sein für die Rassen südlichen Ursprungs, die Kleinasien und Südeuropa bedeckten.

Später wurden gegen diese Theorie Einwände erhoben, und sie erfuhr Veränderungen. Einige Forscher wiesen auf Grund der anatomischen Befunde nach, daß ein Theil der europäischen Hausthierrassen von einheimischen Thieren abstammte und niemals von außerhalb eingeführt ist. Zugleich ist durch die vorerwähnten Ausgrabungen zweifellos festgestellt worden, daß die ersten Menschen, die Europa besiedelten, keine Haustiere hatten. In der älteren Steinzeit (die geologisch der Diluvialzeit entspricht) gab es nur höhlenbewohnende Jäger, die nicht einmal den Hund besaßen. Erst in der jüngeren Steinzeit läßt sich das Auftreten der ersten Haustiere nachweisen.

Daß eine asiatische Einwanderung stattgefunden hat, ist allerdings außer Frage; sie ist auch wahrscheinlich recht bedeutend gewesen, aber man hat sie sehr übertrieben. Dieser Meinung giebt neuerdings Professor G. Keller in Zürich Ausdruck, indem er darlegt, daß eine ganze Reihe von Hausthiern aus Afrika, das im Alterthum und vermutlich schon in vorgeschichtlicher Zeit mit Süd-Europa im lebendigen Verkehr gestanden hat, zu uns herübergebracht worden seien.

Dies gilt nicht für einige Rassen des Hundes, des ältesten Hausthieres des Menschen. Der Ursprung des ältesten europäischen Hundes (Canis familiaris palustris), der bis in die Bronzezeit hinein vorkommt, läßt sich nicht nachweisen. Während der Bronzezeit treten sehr große Hunde hinzu, die wahrscheinlich aus Mittelasien gekommen sind und von einem großen Wolf abstammen; zu dieser Gruppe gehört z. B. der Bernhardiner. Später aber, im Beginn der geschichtlichen Zeit, erfolgte die Einführung von Hunden südlicher Herkunft. Wir treffen auf Windhunde, die durch maagere Gestalt und lebhaftes Temperament gekennzeichnet sind. Man brachte sie zur Jagd auf Hirsche und anderes Wild. In verschiedenen Ländern Europas sind Rassen sehr alter und theilweise wenig bekannter Windhunde vorhanden, wie der schottische „Deerhound“, der „Greenhound“, der „Cotcher“ und der russische „Barzoj“. Das Urwild dieser hochbeinigen rageren Formen findet sich augenscheinlich im alten Egypten. Dort jagte man mit einem großen Windhunde auf Antilopen. Die geschichtlichen Künstler der Pharaonenzeit haben uns davon zahlreiche genaue Darstellungen gegeben. Von diesen Windhunden hat Afrika an Europa abgegeben. Die Rasse wurde übrigens von den Egyptern aus Afrika und Aethiopien, vielleicht aus dem Herzen Afrikas, eingeführt. Noch jetzt sieht man an den Ufern des oberen Nils und in den Straßen von Acharum einen großen Windhund mit langem Schwanz und kurzen Haaren, der genau dem großen Hunde des alten Egyptens entspricht. Außer diesem besaßen die Aegyptier schon 4000 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung einen kleineren Jagdhund mit hängenden Ohren, der ohne Zweifel von dem großen Hunde abstammte.

Ueber die Stadt Tsimo in Siam.

den Schauplatz der merkwürdigen Errichtung des denkwürdigen Matroin = Schutzes vom Panzerkaiser Kaiser durch chinesische Fanatiker oder Marodeure, entnehmen wir dem soeben eingetrossenen „Dita, Loh“ folgende Schilderung: „Die Stadt Tsimo, heute ein kleines unbedeutendes Landsstädtchen mit einer Ackerbau treibenden Bevölkerung von etwa 5000 Einwohnern, hat früher bessere Tage gesehen. Die Stadtmauer ist weder besonders groß, noch umschließt sie einen besonders großen Flächenraum, aber sie ist jedenfalls eines Tages = und zwar datirt die Blüthe der Stadt aus der Zeit der Ming-Kaiser, einer Zeit, die etwa 300 = 400 Jahre zurückliegt = in aller Thron- und Festigkeit einer chinesischen Stadtmauer errichtet worden. Sonst hätte sie den Stürmen aller dieser Jahrhunderte nicht in so vorzüglicher Weise, wie sie es gethan hat, Stand halten können. Sie zeigt sich von außen völlig erhalten; die städtischen mauerlichen Thorthürer stehen noch aufrecht, und nur die Befestigung nach innen, die jedenfalls als städtischer Fingerring errichtet gewesen ist, hängt an, hier und dort zusammenzufallen. Ein Spaziergang von einer halben Stunde führte uns auf dem im Uebrigen gut erhaltenen Fingerring der Mauerkrönung rund um die Stadt herum. Ueber die einfachen einstädt-

unser gewöhnlicher Jagdhund, selbst wenn eine Kreuzung mit den älteren europäischen Rassen stattgefunden hat, einen ziemlich starken Antheil afrikanischer Rassen enthält.

Während unter Viertheils von dem wilden europäischen Diluvialpferde, theils von asiatischen Formen abstammend und die verhältnißmäßig spät aus Afrika herübergeführten, übrigens ursprünglich auch aus Asien stammenden Rassen im Grunde wenig wichtig sind, ist der Esel zweifellos afrikanischen Ursprungs. Allerdings besaß Europa in nachdiluvialer Zeit einen wilden Esel, den heute nur noch in den asiatischen Steppen angetroffenen Kiang („Equus hemionus“), von dem aus die alten Küstler in den vorgeschichtlichen Anfängen am Schweizersee und bei Thonungen im Aonon Schaffhausen ziemlich genaue Zeichnungen hinterlassen haben. Aber diese Art ist sicher keine Stammform des Hausesels, wie die phylogenetischen, anatomischen und geographischen Thatfachen beweisen. Die meisten Zoologen nehmen vielmehr an, daß alle Eselstämme von dem Ainus hemionus abstammen, der im wilden Zustande ziemlich häufig in Arabien und im Somalilande vorkommt. Prof. Keller fand in Aegypten außer den kleinen Eselstammen noch eine größere, sehr hell gefärbte, die schon von den alten Aegyptern abgebildet und wahrscheinlich aus Mittelafrika eingeführt worden ist. Nach Europa ist diese Rasse nur sehr selten gelangt.

Auch die Herkunft der Hausstags aus Afrika ist heutzutage unbekannt. In Europa war dieses Thier in vorgeschichtlicher Zeit nicht vorhanden, und mit der europäischen Wildstags (Felis catulus) hat es nichts zu thun. Augenscheinlich stammt die Hausstags von zwei wilden afrikanischen Formen, der Felis maniculata und der Felis chaus ab, die beide von den Aegyptern aus religiösen Gründen geschützt wurden. Lange Zeit ist die Frage um Aegypten beschränkt geblieben. Das alte Griechenland besaß sie nicht; erst die Römer führten sie nach Europa ein, und im Anfang des Mittelalters wurde sie nach den Ländern nördlich der Alpen gebracht. In Europa hat die Hausstags auf ihre bevorzugte Stellung verzichten müssen; doch sind von dem Kultus, den ihr die alten Aegyptier erwiesen, noch bis in unsere Zeit gewisse abergläubische Rückfichten übrig geblieben.

Die Herkunft der Schafe und Ziegen ist schwer festzustellen, wenn auch viele Naturforscher sie aus Asien kommen lassen. Nur den afrikanischen Ursprung irgend einer Art beizugehen wir keinen Anhalt.

Daraus nimmt Keller für die Rinder, über deren Abstammung die Thatfachen weit auseinandergehen, einen heimische afrikanischen Ursprung an. In den ältesten Präbalkanen findet man nur eine einzige Rinderart, die klein und kurzhörig ist, den Bos brachyceros. Erst später tritt neben ihm eine größere Rasse auf, die durch Züchtung des wilden, seit einigen Jahrhunderten in Europa eingeführten Urs. Bos primigenius, erhalten wurde. Eine wilde Form, von der die erinennante, kleine Rasse abstammen könnte, war in Europa nicht vorhanden. Keller ist nun der Ansicht, daß dieses Kind aus Afrika herübergekommen ist, da er sehr nahe Beziehungen zwischen ihm und gewissen Formen des ursprünglich allerdings aus Asien stammenden afrikanischen Kindes (Bos africanus) nachweisen konnte. Ganz besonders merkwürdig ist die Zufindung eines eigenartigen Rinderschädels in den Präbalkanen des Berner Museums. Dieser Schädel gehörte augenscheinlich einer Rasse mit hängenden Hörnern an, und entspricht in seiner veränderten und ziemlich idiosyncrasischen Form mit der unebenen Fläche des Stirnbeins weder dem Typus des Primigenius noch dem des Brachyceros, sondern gleicht in allen Einzelheiten dem Schädel einer Rinderart des Somalilandes. Das Vorkommen einer noch heute in Ostafrika lebenden Form des Bos africanus in einem Schweizer Weidbau wäre jedenfalls eine höchst auffallende Erscheinung.

gen Wohngebäude ragen die hohen städtischen Dächer einiger Tempel, Wohnungen von Beamten und Pfandhändler hervor. Besonders bemerkbar sind die grünen glazierten, mit allerlei Mosaikschmuck ausgestatteten Dächer eines Confucius-Tempels, über die sich als die ehrwürdigen Zeugen des Alters die von mächtigen, knorrigen Stämmen getragenen Kronen uralter Cedern erheben. Schöner ist natürlich der Blick hinaus in die Landschaft. Auf drei Seiten fruchtbares, ebenes oder leicht gewelltes Ackerland, über das zahlreiche Dörfer zerstreut sind; auf der vierten Seite = nach Süden hin = die städtische Gebirgsmasse des Laoschu mit ihren zahllosen Bergzügen und zahlgen Felsklippen, die oberen Theile mit Schnee bedeckt. Die Hauptstraße, die die Stadt vom Süden nach Norden durchschneidet, könnte mit Zug und Reck eine Denkmalstraße genannt werden. Sie ist durchwachsen mit einer Reihe von monumentalen Thorbögen, die von Menschen, die hier vor vielen hundert Jahren gelebt haben, zu Ehren ihrer im Staatsdienst verüht geordneten Mitbürger, vielleicht auch zu Ehren besonders treuer Wittwen mit Kaiserlicher Genehmigung errichtet worden sind. Die vielfach abgestoßenen Bildwerke einzelner Bögen zeigen noch heute merkwürdige Formen und würden in einem unserer Alterthums-Museen jedenfalls recht gewürdigte Schaustücke abgeben. In Tsimo residirt der chinesische Magistrat, der einzige eigentliche Beamte in dem gering auf 500 englische Geviertmeilen geschätzten Bezirk. Er hat eine geringe Anzahl von ihm abhängiger Unterbeamten unter sich, darunter, auf einigen Küstenplätzen, einige Zollbeamte. Er beschränkt sich wohl in der Hauptache auf die Ueberwachung des regelmäßigen Eingang der Steuern und Zölle, und auf die Rechtsprechung, die nur ausnahmsweise größere Ansprüche an seine Thätigkeit stellen dürfte. Im Uebrigen wird in China wenig regiert. Die Gemeinden leben in einer durch die Ueberlieferung und Sitte genau geregelt Selbstverwaltung, für deren ordnungsmäßigen Gang alljährlich oder in bestimmten kürzeren Perioden wechselnde Aelteste der Regierung verantwortlich sind.

Zur Südenswaren-Gefahr.

Die vielen schlimmen Erfahrungen, die man schon gelegentlich mit gewissen, in Büchsen eingemachten Lebensmitteln machen mußte, sind noch keineswegs alle aufgekärt.

Hundert von aehrten und anderen Artikeln sind schon über die möglichen Ursachen solcher bedenklichen Vorkommnisse geschrieben worden; man wies bald auf die Beschaffenheit selbst, bald auf ungeschickte oder nachlässige Verhütung derselben, bald auf den schlechten, unhaltbaren Zustand hin, in welchem sich die betreffenden Nahrungsmittel zur Zeit des Einmachens befinden haben können. Daran wurden dann verschiedene Empfehlungen zur Vorkehrung getupft, die ja, soweit sie gingen, auch nicht zu verachten waren. Aber mit alledem ist noch keine zureichende Erklärung für alle vorkommenden Unheilfälle geliefert, also auch nicht genügend die Sicherheit beim Genuß solcher, nun einmal für viele Lebenskreise geradezu unentbehrlich gewordenen Nahrungsmittel gewährleistet.

Neuerdings ist man in unparteiischen Sachverständigen Kreisen sogar zu der Ueberzeugung gelangt, daß Nahrungsmittel = Vergiftungen der angeordneten Arten seltener seien, als bisher meistens angenommen wurde; nur der etwaigen Vergiftung durch das Blei im Löffelstift will man eine verhältnißmäßig Wichtigkeit noch zugestehen, = aber die Hauptgefahr sucht man nicht mehr in irgendwelchen abnormen Umständen oder Mifstünden.

In einer wissenschaftlichen Abhandlung darüber heißt es u. A.:

Die betreffenden Nahrungsmittel mögen zur Zeit des Einmachens in noch so gutem oder geeignetem Zustand sein, und das Einmachen und Verschließen der Bleibüchsen mag noch so fehlerlos ausgeführt werden; die bedenklichste Gefahr liegt in einer unglücklichen Veränderung, welche mit der Nahrung selber nothwendigerweise vor sich geht. Es ist dies hauptsächlich eine Frage der Zeit, obwohl umgebende Verhältnisse ihren Einfluß üben können (trotz hermetischer Abschließung des Inhaltes der Büchsen). Es läßt sich nicht mehr bezweifeln, daß je länger solche Nahrung aufbewahrt wird, desto mehr Aussicht vorhanden ist, daß sie einen ungesunden, mehr oder weniger giftigen Charakter annimmt. Wird nun gar die Büchse geöffnet und der Luft ausgesetzt, so wird diese Entzündung noch gewaltig beschleunigt, und man sollte daher unter keinen Umständen den Inhalt beträchtliche Zeit nach dem Öffnen der Büchse unbenutzt stehen lassen. Im Uebrigen würde es sich sehr empfehlen, durch Gesetz zu bestimmen, daß alle Bleibüchsen, welche Lebensmittel enthalten, das Datum des Schließens der Büchse eingestempelt aufweisen müssen. Freilich würden dann solche Waaren, welche zu lange gelagert haben, keine Käufer mehr finden.

Ein Millionen-erhalt

an Platina kam dieser Tage vor dem Kreisgericht in Retarinenburg, im Ural, zur Verhandlung. Im Laufe der Unteruchung stellte sich heraus, daß nicht weniger als ein Viertel der gesamten Platina = Ausbeute im Ural Dieben zum Opfer fällt. Der Kaufmann Anziferow bezog aus sei-

ner kleinen Platinaquade eine Ausbeute von 2 Pud (1 Pud gleich einem Drittel Centner) jährlich; bei dem hohen Preise von 10,000 Rubel der Pud immerhin ein hübsches Quantum. Dabei verbande derselbe Kaufmann im Laufe eines halben Jahres nicht weniger als 120 Pud Platina an eine Firma in Petersburg und bezog dadurch allein schon den Staat um 45,000 Rubel Abgabe. Zwar verkaufte hier und da einige Grubenbesitzer dem Anziferow ein kleines Quantum Erz, aber wo die Hauptmenge herrührte, war nicht festzustellen. Dazu kam, daß der Verkauf stets höchst geheimnißvoll in unheimlicher Beduna und ohne entsprechende Vertheuerung geschah. Man entschloß sich endlich eine dieser Sendungen mit Beschlag zu belegen, und siehe da, an der Zusammenfassung des Metalls erkannten die Sachverständigen, daß dieses aus den Gruben des Fürsten San Donato herrührende Erz ein neues Rätzfel: San Donato's ganze Ausbeute wurde in Verkauf und Bogen nach England verkauft; wie kam also Anziferow zu dem Platina? Die gerichtliche Untersuchung lieferte den Schleiher, der diese Geschäfte bediente. Arbeiter und Aufseher der Donato'schen Gruben stahlen um die Wette und lieferten die Beute an Anziferow. Ebenso geschah es auf anderen Gruben. Die seltsame Erscheinung, daß jährlich gegen hundert Pud Platina mehr ins Ausland ausgeführt werden, als überhaupt im Bergwerkamt verzeichnet stehen, findet jetzt ihre einfache Erklärung. Anziferow wurde schuldig befunden und verurtheilt.

„Da werden sich die Hundern wundern!“

Das ist das neueste Berliner geflügelte Wort = eigentlich ein Couplet-Refrain, der in den kleinen „Cafes Chantants“ allabendlich vom Publikum mit großem Gaudium begrüßt wird, den man aber auch = wie das „Berliner Tageblatt“ schreibt = bereits in der Berliner „Gesellschaft“ bei den verschiedenartigsten Gelegenheiten anwenden hört. Als die Rede davon war, daß Paul Schletterer Direktor des Wiener Burgtheaters geworden ist, hieß es allgemein: „Da werden sich die Hundern wundern!“ als man bemerkte, daß ein bekannter Maler beim letzten Ordensfeste leer ausgegangen sei, hieß es ebenfalls im Chor: „Da werden sich die Hundern wundern!“ oder besele Ruf erkob, als die Nachricht sich verbreitete, Frau K. sei diesmal mit ihrem = Gatten nach Nizza gereist. Als im Spielaal des J-Clubs in der Nacht zum Sonntag unvorhersehlich feststand, ein sonst vom Glück merkwürdig begünstigter „Raveller“ habe in Macao verloren, sagten seine Spielgefährten wie auf Verabredung: „Da werden sich die Hundern wundern!“ und als die Zeitungen eine Gerichtsverhandlung veröffentlichten, aus der hervorging, daß bei einem Zusammenstoß zwischen einem Korbist und einer anständigen Frau der Schutzmänn nicht die angeklagte Dame, sondern den Korbist verhaftet hatte, erhielt die neue Redensart Bürgerrecht an manchem Frühstücksstische der Reichshauptstadt. Ja, als endlich dem Eisenbahnminderer berichtet wurde, daß sich in den letzten Tagen auf den preussischen Bahnen kein nennenswerther Eisenbahnunfall ereignet habe, soll dem Scherz seiner Zuhörer dieses neueste geflügelte Wort entflohen sein: „Da werden sich die Hundern wundern!“

Zunahme der Trinke innen.

Nach nicht langer Zeit ist das sensationelle Artikel über das Umischwerfen der Trinkelebenschaft unter den Frauen Englands durch die Presse gegeben, und jetzt verbreiten sich ebenso sensationelle Angaben über die zunehmende Zahl der Trinkerinnen unter den Amerikanerinnen. Verlässliche zahlenmäßige Anhaltspunkte darüber sind zwar bis jetzt nicht erhältlich; aber es wird berichtet, daß die Verbreitung des alkoholischen Durstes unter unsern fashionablen Gesellschaften (nur diese sind hier gemeint, nicht etwa die Kneipenbesitzer der Polizeigerichte) „arg“ genug sei und noch immer ärger werde. Daß in den städtischen größeren Städten die alkoholische Trinkelebenschaft unter Frauen der standesmäßigen Gesellschaften raich zunehme, wird auf das Bestimmteste behauptet, und allmählich soll sich im Westen dieselbe Entwicklung geltend machen theilweise gefördert durch die Verdrängung von Frauen = Clubs mit besonnenen und gesonderten Localitäten. Unter den sonstigen Factoren wird namentlich alcoholisches fashionables Zuderwert für diese Erscheinung verantwortlich gemacht. Natürlich geht dieses Zeichen, sei es im Club oder beim Nachmittags-„Thee“, oder einzeln an allen möglichen Orten, sehr vertheilt vor sich. Aber man will beobachtet haben, daß die Zahl unserer Modedamen, welche stets ihre besondere, höchst zierliche Glas- und Metall = „Bulle“ bei sich tragen, schon eine sehr bedeutende geworden sei, wenn auch wahrscheinlich noch lange nicht so bedeutend, wie die Zahl der Männer mit der Schnapsbulle in der Hüfttasche. Und Schwächeres, als Schnaps, thut's meistens nicht.

Zur Befämpfung dieser Neigung empfiehlt bereits eine amerikanische Frauen = Zeitschrift ein deutsches Rezept, nämlich: bei jeder Mahlzeit und auch zwischen den Mahlzeiten beständig Aepfel zu essen, welche auch die Schönheit der Gesichtsfarbe fördert. Was meinen die Frauen-Temperenz-Vereine zu alledem?